

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 193

Artikel: Offene Räume als Ausweg aus der Enge
Autor: Stieger, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Offene Räume als Ausweg aus der Enge — Gibt sich die Kulturszene mit dem Bestehenden zufrieden? Auf Stippvisite bei einer Barbetreiberin, einem Achtzehnjährigen und einem Konzertveranstalter. von Johannes Stieger

This is the choice/this is the choice/this is the choice of a new generation. Guz, 1997

Es ist einer der ersten kühleren Spätsommertage, als ich mich zur Tankstell aufmache. Der kleinen Bar am südlichen Hügel St.Gallens. Dem Spaziergang durch die Stadt sind etliche Gespräche und Diskussionen vorausgegangen. Ein Zwanzigjähriger sagte, er hätte sich noch gar nie überlegt, Kultur selber zu veranstalten. Andere fragten sich, wo die kleinen Veranstaltungen geblieben sind, jene ohne Werbemaschine, Facebookgruppe, Medienpartner und allem Pipapo. Sind die Kämpfe um neue Kulturräume Geschichte? Es läuft auf der institutionellen Ebene so viel und gut wie noch nie in der Stadt. Aber es ist irgendwie auch ruhig geworden.

Vor vier Jahren sass der Filmer Jan Buchholz in seiner damaligen Wohnung im Lachen-Quartier und erzählte mir von seinem Film. Er war soeben in den letzten Zügen zu «Auf- und Abbruch in St.Güllen» und bereitete die Premiere vor. Buchholz war mit der Videokamera vier Jahre lang dabei, wenn wichtige St.Galler Häuser abgerissen wurden. Er hielt die Kamera stoisch auf die Baggerzähne und die einstürzenden Mauern. Er erzählt mit seinen meist unkommentierten Bildern vom hiesigen Städtebau. Die Ruinen erzählen ihrerseits, ohne nostalgisch zu werden, wesentliche Geschichten der jüngeren St.Galler Subkultur, oder zumindest einer jungen und lebendigen Kultur, die den städtischen Innenraum besetzte.

Erstes Zeichen einer Bewegung

Als der Film gezeigt wurde, stand das Quartier an der Rosenbergstrasse noch, war aber bereits abgeschrieben. Nun wird dort die Fachhochschule hochgezogen. Mit dem Quartier verschwand vor gut einem Jahr auch die winzige Bar in einer Waschküche, wo sich zum Schluss szeneübergreifend die halbe Stadt zum Fest traf, nicht nur zur Freude der Veranstalterinnen. Mit der Bar verschwanden auch viele Leute aus der Stadt.

Ein anderer Raum, in dem es nachts öfters rumpelte, war die Legobar. Aber auch sie schloss vor einigen Monaten die Kellertür. Über eine steile Treppe ging es im Klosterquartier in ein Gewölbe. Unregelmässig fanden die Partys statt; jedes Mal war der Keller gerammelt voll mit schwitzenden Körpern. Es sprach sich jeweils blitzschnell rum, Werbung wurde keine gemacht. Und nun?

Ich starte vor dem besagten Haus im Lachen-Quartier. Buchholz wohnt nicht mehr dort, aber viele andere mehr oder weniger junge Leute, die froh um eine günstige Wohnung sind. Es ist wohl eines der letzten alten Häuser, das von so etwas wie einer Szene angeeignet wurde und wo eine Hausgemeinschaft zu spüren ist. Ein Wunder, dass die alte Hütte noch steht. St.Gallen hat sich in den letzten Jahren massiv verändert und Buchholz' Film ist nach wie vor eines der wenigen Dokumente dieser Entwicklung.

Ich laufe Richtung Dürrenmattstrasse. Auf die so genannte «Schweizerseite» der Lachen. Jemand hat vor langer Zeit «Stop Blocher» auf eine Mauer gesprayt. Vorbei am Proben- und Magazingebäude des Theaters St.Gallen. Hier

schrub jemand «Bushido» auf die bröselige Wand. Es sind die ersten Anzeichen einer Jugendbewegung auf dem Weg Richtung Tankstell. Das erste Graffiti könnte aus der Zeit stammen, als weiter vorne bei der St.Leonhardsbrücke noch eines der schönsten Häuser St.Gallens stand. Vor acht Jahren wurde das rote Jugendstilgebäude abgerissen. Darin drehte Peter Liechti Szenen seines Films «Marthas Garten», war ab Mai 2001 das Rumpeltum zuhause und im Untergeschoss mit einem Vorplatz zur Lokremise hin die Velofliggi. Darüber gab es günstigen Wohnraum.

Versprechen und Drohung

Über der Stadt liegt wie zäher Nebel das seltsame Wort «Abbruchliegenschaft». Es ist Versprechen und Drohung zugleich: Die Zwischennutzung lockt, der Abbruch zwingt aber immer wieder zum Weiterziehen. Ich gehe über die Brücke, rechts führt die Güterbahnhofstrasse zum Kugl. Eröffnet vor sechs Jahren, droht dem Clubbetrieb nun ebenfalls der Abbruch. Obwohl im Sommer 2007 die Abstimmung für die Überbauung des Geländes scheiterte. Ein Beamter, der in der Nähe wohnt, rang einen Einspruch gegen die Umzonung durch und bekam vom kantonalen Verwaltungsgericht Recht. Die Situation ist verzwickelt, die Stadt bemüht sich um eine Lösung und lässt verlautbaren, wie wichtig der Raum für die Jugend sei. Die Diskussion dreht sich aber eigentlich nicht darum, ob es das Kugl überhaupt gibt, sondern darum, ob es von der Beschränkung der Öffnungszeiten nicht betroffen ist. Sprich, dass der Club um drei Uhr nicht zumachen muss. Ab diesem Zeitpunkt wird an der Bar Geld verdient, da die meisten Bars und Konzertlokale dann schliessen. Zum anderen ist aus gut unterrichteter Quelle zu hören, dass der Entscheid, die Öffnungszeiten nach hinten zu schieben, von der Stadt mit dem Gedanken – unter anderen – gefällt wurde, dass die Leute über die Nacht verteilt nach Hause gehen und nicht um drei Uhr unzufrieden im Rudel rausgetrieben werden und Radau machen.

Der Kampf ums Kugl wird im Internet weitergeführt. Am Telefon erzählt mir Thomas Schudel *, er habe folgendes auf Facebook geschrieben: «Name und Adresse des Einsprechers sind bekannt. Let's rock!» Der gemeinte Beamte reichte Anzeige gegen Unbekannt ein und der harmlose Aufrührer wurde nach den schnell aufgenommenen Ermittlungen vorgeladen. Wie die Geschichte ausgeht, war bis Redaktionsschluss noch nicht bekannt.

Schaukeln für die Quersubvention

Ich komme zur Tankstell und begrüsse Melanie Diem und Philipp Grob. Melanie ist 26 und übernahm die Bar vor gut einem halben Jahr. Wir setzen uns in den hinteren Bereich des kleinen Raums an einen Tisch mit kariertem Tuch. «Es gibt Hacktätschli», ist etwas vom Ersten, das Philipp sagt. Melanie bringt den frühen Kundinnen, die auf dem Kiesplatz sitzen, ein Bier. Es ist nichts zu spüren von der Unruhe, die sich in der Stadt unten ausbreitet. Es ist Stadtfest.

Sie kommt aus Herisau, er aus Waldkirch. Beide leben seit sieben Jahren in der Stadt. Zwei Jahre lang war die gelernte Drogistin auf der Suche nach einer Bar. Schliesslich machte sie das Rennen um die Tankstell. Philipp kramt ein in Stoff einge-

schlagenes Buch hervor: Das «Konzeptbuch» ist Melanies Bewerbung für die Tankstell. Hier sind handschriftlich die Ideen für die Bar aufgeführt.

Als klar wurde, dass Melanie Diem die Tankstell übernimmt, ging ein Raunen durch die Clubszene. Bevor das Programm stand, wurden bereits die Partys vermisst. Diese schmeisst sie weiterhin. Einerseits der fröhlichen Abende wegen, aber auch die Bar muss laufen. Der beste Antrieb für eine geschmierte Bar ist nun mal die Party. Krass zeigte sich das am Konzert der Goldenen Zitronen in der Poolbar Feldkirch diesen Sommer. Im ersten Stock des Alten Hallenbads hörten um die 150 Leute das fulminante Konzert der Hamburger Band rund um Schorsch Kamerun und Ted Gaier. Unten fütterte ein jugendliches Partyvolk wie die Kohlen-schipper auf einem Dampfer die Kasse für das vermutlich defizitäre Konzert. Der Eintritt kostete nur vierzehn Euro.

Philipp stellt wieder ein Bier auf den Tisch. Bald sind die Hacktätschli gegessen und ich mache mich auf den Weg in die Stadt. Vielleicht begegne ich noch Elias Raschle und seinen Kumpels. Er zieht durchs Stadtfest und wird am folgenden Morgen im Büro vorbeikommen, um zu erzählen, wie er die Stadt sieht. Am Samstag wird die Tankstell die ganze Nacht offen haben. Das Stadtfest und eine Sonderregelung machen die Freinacht möglich. «Ein Olmaverhalten schwappt in den Ausgang», sagt Melanie Diem.

Hopping mit edlem Schuhwerk

Auf dem Weg in die Stadt erinnere ich mich an einen Abend vor der Grabenhalle. Vielleicht war es das grossartige Konzert der Schottischen Rockband Mogwai. Jedenfalls standen an einem Sommerabend viele Jugendliche vor dem Gebäude und unterhielten sich laut. Nicht in dem Sinn laut, wie eine Motorsäge laut ist, oder eine Pistole. Das Problem war, ich konnte nicht weghören. Es wurde mir fast schwindlig von dem Tempo, in welchem die Wörter aus ihnen rauspurzelten. Einer deutete fortwährend Gitarrengriffe an und posaunte Namen von anscheinend grossartigen Gitarristen durch die Gegend. Der Brüllhans hatte aber sehr schöne Schuhe an. Überhaupt waren fast alle ausserordentlich gut angezogen. Und wenn sie nicht redeten, schauten sie, als ob jeden Moment ein Modelfotograf abdrücken würde.

Der nächste Morgen verstreicht und es wird vierzehn Uhr bis wir auf dem Dach des «Saiten»-Büros sitzen und in die Sonne blinzeln. Elias Raschle ist auf dem Weg nach Aarau und im Schuss. Im September beginnt der Achtzehnjährige in Bern das Studium «Fine Arts» und zieht von St.Gallen weg nach Biel. Er empfinde die Stadt als offen. Jedenfalls habe er nicht das Gefühl, dass es sich abgrenzende Szenen gäbe. Gerade im Ausgang würde man sich gegenseitig informieren: Wo läuft was, ist noch etwas im Elektrokeller los, geht man bigoscht noch ins Studio 15 oder ist es dort grad zu dubios? Man bleibt an einem Ort, solange es einem passt. Dann hoppt man ins nächste Lokal. Fehlen würden kleine Veranstaltungsorte, die keinen Gewinn machen müssen, sagt er. Und er will einen Aufruf platzieren: Wer einen grossen ungenutzten Keller hat, wo man ab und zu eine Veranstaltung machen kann, bitte melden!

Was sich in letzter Zeit geändert habe, sei, dass es mit der Bar La Buena Onda im Linsebühl und der Tankstell Räume

gäbe, in denen sich Szenen vermischen, auch mal kleinere Veranstaltungen stattfänden. Und während des Barbetriebs gute Musik läuft? «Ja, das auch.» Zu wenig weit gehen ihm aber die Verbindungen untereinander: «Wieso gibt es kaum Leute, die auch musikalisch etwas versuchen?»

Alles, nur nicht abgrenzen

Elias macht sich auf Richtung Aarau und ich steige in die S-Bahn nach Rorschach. Ich treffe mich mit Marco Kamber beim alten Hafenbahnhof. Wir wollen uns ins tolle italienische Café La Vela setzen. Es ist Samstagnachmittag kurz nach Ladenschluss und alle Plätze sind besetzt. Bei einem wässrigen Kaffee an einem Plastiktischchen beim Hafenbahnhof-Kiosk erzählt der 22-jährige Programmverantwortliche des Kulturlokals Mariaberg, dass es in Rorschach wenig Zusammenhalt gäbe unter den Jungen. Kamber wohnt in einer Jugendstilwohnung mit Blick auf den See, zieht nun aber wegen des Studiums nach Zürich. Auch er beklagt eine Festhüttisierung – auch im Mariaberg. Bis anhin war es an den Konzerten so, dass in einem abgetrennten Barbereich sich Jugendliche ordentlich die Kappe füllten und sich im Konzertsaal die Bands abmühten. Anfangs sei das Interesse gross gewesen an Live-Musik, dann aber bedenklich zurückgegangen. Mit dem Rauchverbot macht nun der Barbereich aber keinen Sinn mehr und die Wand wird abgerissen. Der neue grosse Raum bedeutet den Vollarabsturz, wenn den Trunkenbolden die Musik egal ist. Oder aber eine künstlerische Aufwertung.

Die fehlende Zugehörigkeit zu einem Raum oder eben zur Stadt zeige sich auch am Projekt «Stadt als Bühne» der Fachhochschule St.Gallen. Zum einen, sagt Kamber, sei er der Jüngste gewesen an der Buchvernissage im August, zum anderen würden sich die Leute von der Schule aber auch nicht gross fürs Mariaberg interessieren. Das Problem sei, dass von Dozentinnen und Schülerinnen ein verschwindend kleiner Teil überhaupt in Rorschach wohne, geschweige denn sich ins Stadtleben einmische.

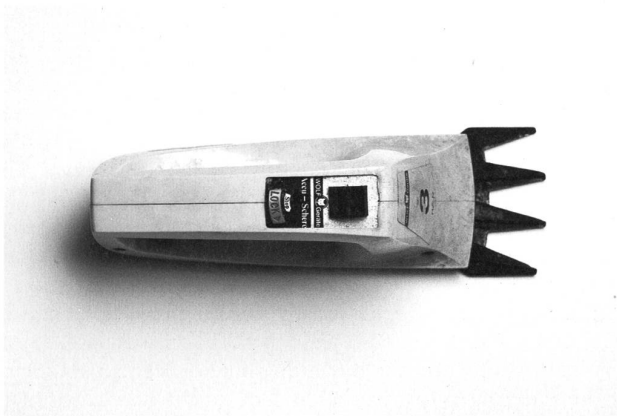
Wir sitzen noch eine Weile am Plastiktisch und reden über Rorschach. Der Kioskbetreiber beginnt Tische und Stühle wegzuräumen, macht aber erst in 45 Minuten den Laden zu. Immer wieder lächelt Kamber melancholisch. Rorschach sei super, das beste eigentlich. Er grüsst den Kebabbar-Besitzer Nuri und nur ein paar Minuten später einen anderen Beizer. Jungen Kulturschaffenden, so scheint es, liegt mehr daran, Räume aufzumachen, als sie zu besetzen. Eine schöne Zukunftsvision.

JOHANNES STIEGER, 1979, ist Redaktor bei «Saiten».

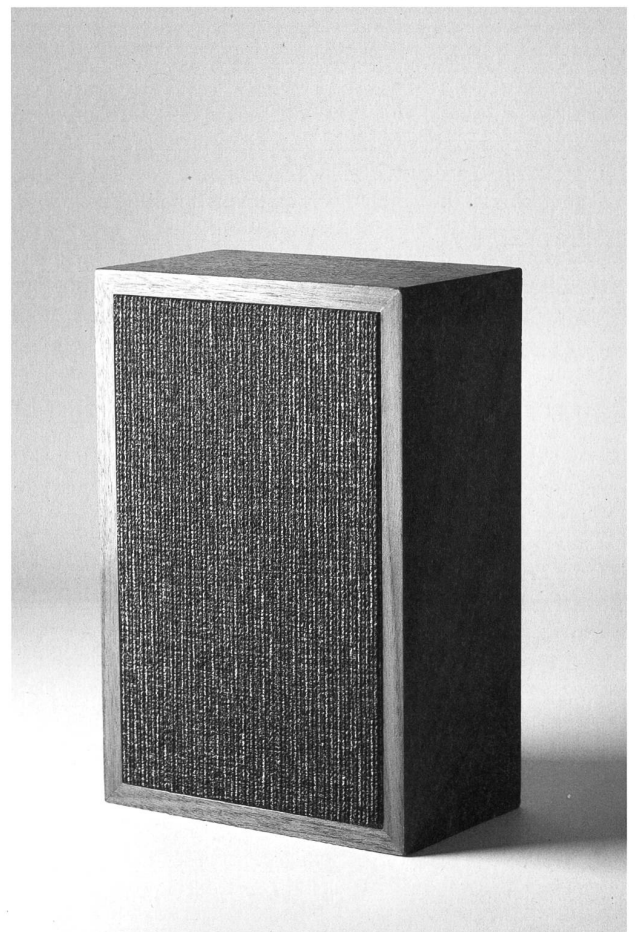
* Name der Redaktion bekannt



Fischli Kegelclub, 1977
Holz geschnitzt mit Sockel, geschraubt, 240 mm
unbekannt, Restaurant Rössli



Rasenschere 3, 1987
Plastik mit Metall, 230 mm
Wolf Garten, Portsmouth/GB



Breitbandlautsprecher, 1972
Sperrholz mit Furnier, 165x245x100 mm,
unbekannt, Löwen Pub